Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 18 (1934)
Heft: 1-2

Rubrik: Aus dem Idiotikon

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

genössische Amtsstelle der deutschen Sprachpflege annimmt, und es wäre zu wünschen, daß das Schriftchen nicht nur bei den Post- und Telegraphen-, sondern bei allen Bundes-, Kantons- und Gemeindebeamten der deutschen Schweiz verbreitet — und beherzigt würde.

Aber auch für die deutschschweizerische Kaufmannschaft ist etwas geschehen. Der Schweizerische Kaufmännische Verein, der ja auch unser „Merkblatt" herausgegeben hat, läßt in seinem Verlag (in Zürich) in einem stattlichen Band eine trotzdem handliche Anleitung (106 Seiten) „Kaufmännischer Briefstil", von Max Wohlwend, erscheinen (4 Fr. 70 Rp.). Zunächst bringt auch er einige knappe, aber gute Stilregeln, z. B. die Forderung nach Natürlichkeit mit dem Beispiel: Schreibe: „Die Ware ist an Sie abgegangen" und nicht: „Die Ware ist an Ihre werte Adresse abgegangen". Dann die Forderung nach Einfachheit; z. B. der Satz:

„Wir müssen leider auf der uns von Ihnen mit Ihrem Schreiben vom 28. Dez. v. J. zugesicherten Lieferfrist von 4 Wochen bestehen"

sei etwa so zu umschreiben:

„Wir müssen leider auf der Lieferfrist von 4 Wochen bestehen, die Sie uns mit Ihrem Schreiben vom 28 Dez. v. J. zugesichert haben."

Insbesondere empfiehlt er den Gebrauch von einfachen Tätigkeitswörtern statt der Umschreibungen, also „erhalten" für „in Besitz gelangen", „absenden" für „zum Versand bringen" usw. und die Vermeidung schwerfälliger Wörter (Rückantwort für Antwort, Rücksichtnahme für Rücksicht usw.) und Uebersteigerungen (letzteste Neuheit, möglichstbaldigste Antwort) [1]) und Ueberflüssigkeiten („ohne Mehranlaß für heute"!). Einem schlecht geschriebenen, aber wirklich geschriebenen und nicht nur zu diesem Zweck erfundenen Geschäftsbrief wird jeweilen die inhaltlich genau gleiche, aber gut geschriebene und dabei oft wesentlich kürzere Fassung gegenüber gestellt; in Anmerkungen werden die schwachen Stellen gekennzeichnet. Z. B. heißt es zu der rührseligen Erwähnung des brennenden Tannenbaums in der Empfehlung eines Staubsaugers (!): „zu abgebraucht". Zu dem Satze: „... daß das Gewicht der Ware um ca. 50 grs per Meter zu tief ist" setzt er in 3 Anmerkungen die Verdeutschungen: „etwa", „gr", „auf den Meter"; zu einem andern Briefe werden in 5 Anmerkungen 5 Verdeutschungen vorgeschlagen und dann im Gegenbeispiel auch angebracht („gesondert" für „separat", „Beschwerde" für „Reklamation"). Also ganz in unserm Sinn. Um so merkwürdiger ist, daß sich unter den vorzüglichen Stilregeln der Einführung keine mit dem Fremdwort befaßt; nur im Vorwort steht der Satz: „Die Fremdwörter in meinen Fassungen lassen sich zählen." Vielleicht war es vorsichtiger, den Grundsatz: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann" nicht ausdrücklich hinzusetzen, sondern einfach zu befolgen. Unsere Deutschschweizer werden da ja leicht kopfscheu und wittern Hochverrat; aber mit ein paar knappen Worten hätte man die landläufigen Vorurteile gegen die Sprachreinigung vielleicht doch widerlegen können. Erfreulich ist dann auch der Kampf gegen den von Amerika herüberkommenden, widerlichen Reklamestil. Ein vortreffliches Hilfsmittel!

Wenn jetzt dann noch eins für die Presse und eins für die Wissenschaft erschiene! Aber die Leute wissen ja alles besser!

[1]) In den gedruckten Bauverträgen des Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins kommt zweimal „bestmöglichst" vor!

Staatlich sind wir vom Reiche fast mehr getrennt als je; trotzdem dürfen wir uns freuen, daß auf dem Kulturgebiete der deutschen Schriftsprache bei uns gerade jetzt so viel geleistet wird. Sogar für die Aussprache. Die verschiedenen Vereine für Redekunst bemühen sich ernsthaft darum. (Der Vorstand des Schweizerischen Verbandes für Redeschulung, der schon seit Jahren unser körperschaftliches Mitglied ist, sucht Gelegenheit zu näherem Zusammenwirken mit uns.) In der Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur in Zürich hielt kürzlich Emil Frank einen Vortrag „Wie soll der Deutschschweizer Hochdeutsch reden?", in dem er sich, eher noch etwas strenger als Baumgartner, zu den von Siebs gefaßten Forderungen der deutschen Hochsprache bekannte, also zum „Schwabendeutsch". Und niemand rief zu den Waffen!

Aus dem Idiotikon.

111. Heft (Huber & Co., Frauenfeld).

In dieser Lieferung fällt dem Leser auf, daß von den rund 30 darin behandelten Wortsippen nahezu die Hälfte fremdes Wortgut enthält. Es handelt sich dabei teils um gemeindeutsches Lehngut aus älterer und jüngerer Zeit wie Spiis, Spital, Spatel, Spaß, Spesen, teils um nur landschaftliche Entlehnungen aus dem Italienischen und Rätischen wie etwa Spetter, Spuuse, Spasimus (Starrkrampf; Aargauer Freiamt, Luzern), Spetsch (Gericht aus Butter und Mehl; Appenzell, Toggenburg, Graubünden). — Auch bei Wörtern, die im ganzen deutschen Sprachgebiet gang und gäbe sind, zeigt unsere Volkssprache manche altertümliche Besonderheit und wertvolle Eigenart. Am Bielersee und in Guggisberg hört man gelegentlich reden von ääsiger Spiis, womit einfach Eßwaren gemeint sind. Diese Verbindung mit der scheinbar überflüssigen Zuschreibung „äässig" (eßbar) ist in unsern ältern Sprachdenkmälern überaus reichlich bezeugt; ihre Häufigkeit gerade in Rechtsurkunden kennzeichnet sie als einen formelhaft erstarrten Ausdruck von hohem Alter. Dieser setzt eine ältere allgemeinere, d. h. nicht auf Eßbares beschränkte Bedeutung von Spiis voraus. Tatsächlich bedeutet das mittellateinische spesa, von dem sowohl unser Speise, wie das Fremdwort Spesen stammen, Aufwand, Vorrat. In unsern Berggegenden hat Spiis sonst eine viel weiter gehende Einschränkung des Bedeutungsumfanges erfahren. So heißt im Meiental Spiis alles, was in der Sennhütte gegessen wird; im Berneroberland und in gewissen Bündnertälern ist d'Spiis (auch der oder das Spiis) der Käse. „Wättege Spiis ist das-mer gsi! Da hätt-mu chönne säge e Chäller volle Spiis; da sin e Huufe groß Chiesa gsi", berichtet der Lauener Chr. Reichenbach. Spiis im Sinne von Käse und Brot, besonders als Mundvorrat, ist außer in Bern und Graubünden auch im Wallis, in Freiburg, Uri, Unterwalden und im Entlibuch gebräuchlich. — In Schwarzenburg, im Freiburgischen und im Rheinwald verlangt ein Gast im Wirtshaus etwa e Schoppe un(d) e Porzion Spiis. — Unter den Ableitungen zu Gspaß (aus ital. spasso) fällt das Eigenschaftswort (g)spassig, (g)spässig durch seine Bedeutungsentwicklung auf. Im Südwesten (Berneroberland, Wallis, Uri, Schwyz) wird der Zusammenhang mit dem Grundwort noch empfunden: en spassige oder gspässige Ma heißt hier überall ein zu Spaß aufgelegter, lustiger Mann. Im Norden und Osten bedeutet aber gspässig seltsam, sonderbar. En gspässige Purst, Vogel,

Chümi ist kein Spaßvogel, er fällt im Gegenteil durch Sonderbarkeit eher unangenehm auf. Wenn von einer gspässige Gschicht oder Sach die Rede ist, denkt man nicht an Spaß und Scherz, sondern man wird stutzig und mißtrauisch. Und so einer klagt, es sei ihm neime so gspässig, er chönn nid säge wie, dann ist er jedenfalls nicht zum Spassen aufgelegt. — Spetter, aus dem ital. speditore, bezeichnete ursprünglich einen Handlanger in der Fuhrhalterei, einen Packknecht u. dgl., dann überhaupt einen, der für einen andern kleine Dienste verrichtet. Der vielbeschäftigten Hausfrau besorgt jetzt die Spetteri im Tag- oder Stundenlohn die gröbern Arbeiten im Hause. Zu Spetter hat die Mundart das Tätigkeitswort spette neu gebildet; es bedeutet zunächst Vorspanndienste leisten, dann überhaupt helfen, die Stelle eines andern vertreten. Eine arme Frau gat go spette, go wäsche und butze. — Um auch vom deutschen Wortschatz des Heftes zu sprechen, sei hier auf die Verwirrung hingewiesen, die eingerissen ist bei den ursprünglich getrennten Wörtern Spiß, Bratspieß und Spieß (dem ein langer waffenkundlich fesselnder Beitrag gewidmet ist). Wir sollten richtig sagen: Er hät prüelet wie wenn er am Spiß hangeti, nicht am Spieß, denn es handelt sich hier um einen wahrhaft kannibalischen Vergleich. Spißli sind Wursthölzchen, aber auch spitze Holzstäbchen, woran Fleischstücke gebraten werden. Daher heißen auch die in Fetthaut (Netz) eingewickelten, auf gleiche Weise zubereiteten Leberschnittchen Spißli. Spißli und Boone dürfte auch das Leckermaul nicht verschmähen. — Weniger appetitlich sind dann die Dinge, die in den letzten Spalten zur Sprache kommen: Spuuw, Spüüwel, Speichel, und das Tätigkeitswort spüü(w)e, speien, das dem Leser mit einer reich entwickelten Formentabelle und echt volkstümlichen, kräftigen Beispielsätzen aus der Mundartliteratur aufwartet.

W. Cl.

Allerlei.

Aus der Geschichte eines Strohhutes. Ich kaufte ihn vor zwei Jahren in einem ehrenwerten Zürcher Hutladen und mußte ihn letztes Frühjahr zum Waschen wieder hintragen. Als ich ihn nachher bei endlich eingetretenem Sommerwetter das erste Mal aufsetzte, sah ich in seinem Innern auf dem neu eingesetzten Futter die Worte erstrahlen:

Les fils de J. C. Fischer
Dottikon
Made in Switzerland.

Für wen wohl diese Worte gemeint sind? Für mich sicher nicht, denn ich wohne in Zürich und kann nichts so gut wie deutsch. Vielleicht will man der mißlichen Vermutung etwa eines zufällig in meinen Hut blickenden Ausländers zuvorkommen, als ob Dottikon in einer deutsch sprechenden Gegend etwa des Kantons Argovie läge. Doch wird dieser Zweck nur unvollkommen erreicht. Ich würde darum vorschlagen, den Ortsnamen nicht mit dem verräterischen k zu schreiben, und auch Fischer nicht stehn zu lassen, sondern es vielleicht ins Spanische zu übertragen, damit in den Hüten der Zürcher alle Weltsprachen, aber nur richtige Weltsprachen, vertreten seien. Ich empfehle also:

Les fils de J. C. Pescador
Dotticon
Made in a foolish country.

Bl.

Orium ist Orium. An einem vielbesuchten Kurort der Schweiz hat einer zu seiner und der Fremden Freude eine kleine Sternwarte erbaut. Da muß er eines Tages schaudernd hören, wie ein Vorübergehender zu dem Weggenossen erklärend spricht: „Das hier ist ein Privatkrematorium." Ort der Handlung: 1800 m ü. M., Zeit: das Jahr 1933.

Bl.

* * *

Wieder einmal der „Frang". Wir wurden letztes Jahr darauf aufmerksam gemacht (aber nicht etwa von einem Mitgliede!), daß ein Beamter von der Nordgrenze unseres Landes in einem Rundfunkvortrage einmal von „Frangs", also in französischer Aussprache, gesprochen habe. Wir stellten den Mann zur Rede und fragten ihn, wie er dazu gekommen sei; er erklärte es damit, daß er zum erstenmal im Rundfunk gesprochen habe, deshalb etwas verwirrt gewesen sei und sich das habe entschlüpfen lassen, weil er in der Handschrift die Abkürzung „frs." gebraucht habe. Zur weitern Entschuldigung führte er noch weiter an, daß in der ganzen badischen Nachbarschaft, mit der er viel amtlich zu tun habe, niemand anders sage als „frang", so daß ihm die seinem Ohr geläufige Form leicht entschlüpfen konnte. Dieser zweite Grund leuchtet ein, und es ist für uns ein Tröstlein, wieder einmal zu sehen, daß man in unserer badischen Nachbarschaft die Eitelkeit auf fremdsprachige „Bildung" noch weiter treibt als bei uns. In Kreuzlingen sagt jedermann „Frangge", aber in Konstanz sagen sie „Frang"! — Aber warum hatte der gute Mann „frs." geschrieben? Dazu besteht doch in der deutschen Schweiz gar nicht das geringste Bedürfnis. Daß 56 Franken mehr sind als 1 Fr., hätte er sicher auch ohne das französische „s" gesehen. Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Ganz unsinnig, aber ziemlich beliebt ist dieses Mehrzahl-s, wenn die Ware nur 1 Franken kostet, z. B. in der Inschrift „Speck und Schmer das ½ kg frs. 1.20".

Wir vom Sprachverein sollten aber über solche Torheiten nicht bloß lachen, sondern die Sünder immer freundlich darauf aufmerksam machen. Wenn wir alle solche unscheinbare Kleinarbeit leisteten, könnte doch manches besser werden.

Der deutsche Schulverein in der Schweiz

wurde im Jahre 1880 von treuen Freunden unserer Sprache und Art gegründet.

Sein Hauptzweck ist die Unterstützung deutscher Schulen, die in fremdsprachiger Umgebung oder unter fremder Staatshoheit ein gefährdetes Dasein führen.

Der Ausgang des Weltkrieges hat neue Sorgen über unsere Sprachgenossen, nicht zuletzt über die im Auslande lebenden Deutschschweizer gebracht. Ihnen allen möchte der Schulverein seine Hilfe leihen. Der Jahresbeitrag von 3 Franken ermöglicht jedem, den ferne der Heimat lebenden Brüdern deutscher Zunge helfend beizustehen.

Beitrittserklärungen sind zu richten für die Ortsgruppe Basel an: Dr. Christ-Bach, Riehen, Postscheck V 11849; für die Ortsgruppe Zürich an: Pfarrer E. Blocher, Gloriastr. 58, Zürich.